

„Wird der Menschensohn, wenn er kommt, den Glauben auf der Erde finden?“ Dieser letzte Satz des Evangeliums, der so gar nichts mit dem Vorausgegangenen zu tun zu haben scheint – dem Gleichnis von der Witwe und dem ungerechten Richter: es ist eine Frage, die sich Christ:innen, die vielleicht auch wir uns stellen und die uns mit Sorge erfüllt: Wie ist es um die Zukunft des Glaubens bestellt?

„Das Christentum in Europa verschwindet rasanter, als ich gedacht habe“, sagte der Münchener Kardinal Reinhard Marx vor kurzem bei einem Vortrag in Linz. Wird es das Christentum weiterhin geben oder – wie es den Anschein hat – verdunstet der Glaube bei uns zusehends mehr? ... Wir brauchen doch nur in unsere eigenen Familien schauen, auf unsere Kinder und Enkelkinder, oder?

Die Sorge um die Weitergabe des Glaubens, um den Weiterbestand des Glaubens ist – zumindest vordergründig – ein starker Antrieb für das, was wir „Mission“ nennen. Wenn mir etwas sehr wichtig ist (bestimmte Werte oder eben der Glaube), dann will ich das weitergeben, dann möchte ich wahrscheinlich, dass auch meine Kinder es für sich als bedeutsam erachten. Wenn eine Institution wie die Kirche ihren Wesenskern Ernst nimmt, dann wird sie alles dransetzen, dass dieser nicht aus dem Gedächtnis verschwindet, ja weiter verbreitet wird.

So ist die Kirche, sind die Christ:innen von Anfang an hinausgegangen, um ihren Glauben zu bezeugen – in Wort und in Tat. Sie haben begeistert das Evangelium verkündet und andere mit der frohen Botschaft angesteckt. Und sie haben versucht, im Geiste Jesu zu leben und zu handeln, etwa indem sie sich für Witwen und Waisen einsetzten. Eine Witwe war zur damaligen Zeit rechtlos (wie es im Gleichnis vorhin angeklungen ist). Sie hatte keine Stimme, keine Lobby; sie war abhängig vom Wohlwollen, vom Gutdünken anderer – zur Almosenempfängerin degradiert.

War die urchristliche Mission noch vom Sendungsauftrag Jesu bestimmt (missio heißt ja wörtlich nichts anderes als „Sendung“), also vom Auftrag Jesu *hinauszugehen* und den Glauben in Wort und Tat zu bezeugen, so änderte sich dieses Verständnis grundlegend mit der sog. „Konstantinischen Wende“ im 4. Jh. Kaiser Konstantin gewährte den Christ: innen, die bislang diskriminiert und verfolgt worden waren, Religionsfreiheit. Er ließ sogar die erste christliche Basilika in Rom errichten – der Kaiser baut eine Kirche, kurz zuvor noch undenkbar! Unter Kaiser Theodosius wurde das Christentum schließlich zur Staatsreligion im römischen Reich – und die bisherigen „heidnischen“ Kulte wurden allesamt verboten.

Mit dieser Wende, die gemeinhin als „Sieg des Christentums über das Heidentum“ gilt, begann etwas, was manche – im Gegensatz dazu und nicht ganz zu Unrecht – als „Sieg des Heidentums über das Christentum“ bezeichnen. Denn schon hier – wie dann im Verlauf der Kirchengeschichte immer wieder – ging es oft weniger um die Verbreitung

des christlichen Glaubens als um Einfluss, um die Durchsetzung politischer Interessen, um Macht.

Einen Höhepunkt, einen *negativen* Höhepunkt erfuhr diese Entwicklung im Zuge der sog. „Entdeckung“ Amerikas, der Eroberung und Kolonialisierung ganzer Kontinente durch europäische Mächte bis ins 20. Jh. hinauf. Man nahm den Menschen dort ihre Freiheit, ihre Selbstbestimmung, ihre Bodenschätze und brachte ihnen dafür das Christentum – gepaart mit der Überzeugung, dass die europäische Zivilisation und Religion den anderen weit überlegen sei.

Auch wenn Missionar:innen durchaus gute Absichten gehabt haben mögen: Unter solchen ungerechten und unmenschlichen Bedingungen lässt sich das Evangelium – die frohe, *befreiende* Botschaft! – kaum vermitteln, ja es ist eig. eine „mission impossible“, eine unmögliche Mission. So wurde oft „nachgeholfen“ – mit Druck und Gewalt, mit Manipulation. Es kam zu „Zwangsbekehrungen“ – ein Widerspruch in sich: Man kann jemand zwangsweise taufen, „katholisch machen“, ja – aber eine gewaltsame *Bekehrung*?

Dass das nicht funktioniert, sehen wir doch schon bei uns selbst, in unseren Familien: In meiner Kindheit hat der Nachdruck der Eltern vielleicht noch gewirkt; wir sind halt dann brav in die Kirche gegangen – aber ganz viele haben sich „vertschrüsst“, sobald der Druck von außen nicht mehr da war, als sie erwachsen geworden sind.

Und heute? ... Wenn ich an meine eigenen Kinder denke: Da gibt's die, die mit Kirche gar nichts mehr anfangen können, ja aus ihr ausgetreten sind; da gibt's nicht getaufte Enkelkinder; da gibt's welche, die schon als Schulkinder nicht mehr dazu zu bewegen waren, in die Kirche zu gehen. Und ich muss gestehen: Das war für mich nie die große Katastrophe. Gewünscht hätte ich mir das eine oder andere schon, ja natürlich. Aber weitaus mehr hätte mich beunruhigt, wenn sie die grundlegenden Werte, die wir – meine Frau und ich – zu leben versuchen, wenn sie mit denen gar nichts anfangen könnten oder sogar ins Gegenteil abtriften würden! Aber selbst das wäre zu akzeptieren gewesen. Denn auch das macht meinen Glauben aus: dass jeder Mensch von Gott geliebt ist – und infolgedessen auch meine uneingeschränkte Liebe verdient (auch wenn's hie und da schwerfällt).

Das ist auch der tiefste Grund dafür, warum sich das kirchliche Verständnis von „Mission“ seit dem vorigen Jahrhundert fundamental verändert hat: Ging es vorher in erster Linie darum, möglichst viele Menschen zu „bekehren“ und als Mitglieder der Kirche zu gewinnen, war das Ziel der Mission früher also das Wachstum der Kirche weltweit und bis in die entlegensten Regionen hinein, so rückt jetzt der *Inhalt* des Evangeliums in den Mittelpunkt: nämlich die „frohe Botschaft“, dass alle Menschen – unabhängig von ihrer Herkunft und ihrem gesellschaftlichen Status, unabhängig von Religion und Geschlecht – gleichermaßen von Gott geliebt sind. Daher haben alle – wirklich alle – das *Recht* auf ein gutes und selbstbestimmtes Leben.

Deshalb gilt das *besondere* Augenmerk von Mission jenen Menschen, denen dieses Recht, diese *Würde* vorenthalten wird, die unterdrückt und ausgebeutet werden. Gerade in Lateinamerika nahmen und nehmen Vertreter:innen der Kirche diese Botschaft des Evangeliums so ernst, dass sie sich klar auf die Seite der Armen stellen – auch gegen die Mächtigen in Wirtschaft und Politik und unter Einsatz des eigenen Lebens.

Der bekannte Missionsbischof Erwin Kräutler, ein Vorarlberger, der nun schon seit 60 Jahren im Amazonasgebiet wirkt, hat einmal betont, dass er noch nie einen Indianer getauft hat und es auch nicht tun wird. Denn das Ziel von Mission sei eben nicht, dass Menschen katholisch werden, sondern dass alle Menschen Gottes Liebe begegnen können und dass sein Reich der Gerechtigkeit immer mehr wächst!

Deshalb kann christliche Mission auch keine „Einbahnstraße“ sein – wo auf der einen Seite die sind, die den Glauben „haben“, den *richtigen* Glauben, und auf der anderen Seite jene, die noch nicht so weit sind. Vielmehr geht es um einen *Dialog*: einen Dialog mit jenen, die andere Meinungen und andere Glaubensvorstellungen vertreten (oder auch keine). Es geht darum, die Bedeutung anderer Religionen und Weltanschauungen anzuerkennen und *wertzuschätzen* – und der auch in ihnen verborgenen Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Um noch ein letztes Mal auf meine persönlichen Erfahrungen zurückzukommen: Mit zunehmendem Alter entdecke ich, wie bereichernd so manche Meinung meiner Kinder sein kann, wie viel ich aus ihnen lernen kann – gerade wenn sie sich von meiner eigenen unterscheidet, wenn sie mich vielleicht irritiert oder aus meiner – auch berufsbedingten – binnengkirchlichen „Blase“ herausholt!

Zusammengefasst: Christliche Mission heißt, den Dialog mit anderen Menschen und Glaubensvorstellungen zu suchen – ohne dabei die eigene Überzeugung über Bord zu werfen – und gemeinsam mit allen Menschen guten Willens Wege zu suchen, wie die Botschaft des Evangeliums im Hier und Jetzt konkret aussehen und verwirklicht werden kann.

Man könnte fragen, ob man den Begriff „Mission“ weiterhin verwenden soll, wenn man bedenkt, wie er immer wieder missbraucht und missverstanden wurde. Ja, soll man!

Denn er geht zurück auf Jesus selbst, auf seinen Auftrag, die eigene „Komfortzone“ zu verlassen, hinauszugehen und das Evangelium zu bezeugen. Und dieser sein Auftrag gilt uns allen: zuhause, in unserer Nachbarschaft, hier im Hl. Geist, in allen Bereichen unseres Lebens und unserer Gesellschaft.

Das Wort „missionieren“ hingegen, das dürfen wir getrost aus unserem Wortschatz streichen!

Mag. Albert Scalet